

26.11.2013
207c



P R E S S E M I T T E I L U N G

Es gilt das gesprochene Wort!

Einführung durch Kardinal Gianfranco Ravasi

**bei der Auftaktveranstaltung zum „Vorhof der Völker“
am 26. November 2013 im Berliner Rathaus**

Als Mann der Kirche und Bibelexeget möchte ich die Gefühle, die mich in diesem Augenblick bewegen, mit zwei Aussagen aus den Briefen des hl. Paulus ausdrücken. Die erste stammt aus seinem Brief an die Christen von Kolossä, einer Provinzstadt im kleinasiatischen Phrygien: *eucharistoi ginesthe*, „Seid dankbar!“ (3,15). Dies ist eine Aufforderung zur Dankbarkeit, zur „Eucharistie“, wie es auf Griechisch heißt, und heute übersetzt sich diese Mahnung in meinen von Herzen kommenden Dank an den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit für den außergewöhnlich freundlichen Empfang, den ich an diesem so eindrucksvollen Ort in dieser Stadt erleben darf, deren politische Geschicke er leitet. Mit ihm danke ich allen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, die in diesen Tagen an dieser Veranstaltung teilnehmen. Natürlich gilt mein Dank auch Kardinal Rainer Maria Woelki, der der Katholischen Kirche in Berlin vorsteht und mit dem mich eine tiefe Sympathie und Wertschätzung verbinden. In meinen Dank schließe ich selbstverständlich ein den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, der sich sehr für die Initiative eingesetzt hat, und den Apostolischen Nuntius S.E. Msgr. Nikola Eterović. Und selbstverständlich schließt mein Dank all jene ein, die in Berlin diesen „Vorhof der Völker“ mit seinem kompakten, originellen Programm ins Leben gerufen haben, in einer als Stadt also, die geradezu sinnbildlich für die Geschichte und Kultur Europas steht. Ich danke auch allen, die jetzt daran teilnehmen.

Bekanntlich leitet sich der symbolische Name „Vorhof der Völker“ von einer Begegnungsstätte im Herodianischen Tempel zu Jerusalem ab; es handelte sich dabei um einen durch eine Umfassungsmauer abgetrennten Vorraum, der zwar den Austausch von Blicken und Worten, jedoch nicht den direkten Kontakt erlaubte. Es ist das, was – erneut nach dem Zeugnis des hl. Paulus – Christus bewirkt, „indem er die trennende Wand ... niederreißt, um aus den beiden Teilen einen einzigen neuen Menschen zu schaffen“ (Epheser 2,14-15).

Damit findet er eine gemeinsame Grundlage erneuerter Menschlichkeit wieder. In diesem Raum, der sinnbildlich im heutigen, säkularisierten Berlin wiedererrichtet worden ist, finden sich als Nachfolger der damaligen Juden und Heiden Glaubende und Nichtglaubende bei einem Dia-logos zusammen, d.h. einer Kreuzung – *dià* – zwischen zwei *Logoi*, zwischen zwei verschiedenen, aber vertieften, konkret erfahrenen Grundauffassungen.

Und hier zeichnet sich auch mein zweites Gefühl ab, das ich erneut durch die Stimme von Paulus ausdrücke, der angesichts der überragenden Geltung der griechischen Kultur, die in Korinth überall zu spüren war, bekannt hatte, dass er *en phobo kai en tromo pollo*, „mit Furcht und Zittern“ vor die Bürger der Stadt trete (*1 Korinther 2,3*). Und das ist genau auch mein Gefühl, nicht nur angesichts so kompetenter Vertreter der deutschen Kultur, vor allem aber angesichts eines so anspruchsvollen, radikal fragenden Themas, wie es das ist, das hier verhandelt werden soll: es bezeichnet nämlich zwei unterschiedliche Lehren vom Menschen, zwei unterschiedliche existenzielle Wege, zweierlei Humanismen: den einen mit Gott, den anderen ohne Gott. Albert Camus, der große, unruhige französische atheistische Schriftsteller, spitzte die Frage provozierend so zu: „Wie kann man ohne Gott heilig sein – das ist das einzige konkrete Problem, das ich kenne.“

Wir werden nun gleich der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Konzeptionen mit ihren argumentativen Gemengelagen, ihren vielfach bedrängenden Konsequenzen, mit den wechselseitigen Gemeinsamkeiten und Einwänden zuhören. Die Existenz Gottes ist eine Annahme, die sich einerseits nicht zwingend beweisen, andererseits aber auch nicht zwingend leugnen lässt. Ein atheistischer Freund von mir, Giulio Giorello, der bekannte italienische Wissenschaftsphilosoph, hat mir erzählt, dass er einmal auf einer Reise in Nordirland eines Abends bei der Ankunft in einem Landstädtchen bei eine Familie, die Gastzimmer anbot, um eine Unterkunft bat. Die Wirtsleute fragten ihn sofort: „Sind Sie Katholik oder Protestant?“ Mein Freund antwortete: „Ich bin Atheist!“ Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen, dann fragte der Ehemann. „Schön und gut - aber sind Sie nun ein katholischer oder protestantischer Atheist?“ Der französische Philosoph Jean-Luc Marion stellte fest: „Was einen in Erstaunen setzt, ist nicht unsere Schwierigkeit von Gott zu reden, sondern unsere Schwierigkeit von ihm zu schweigen. Dostojewskij, der das provozierende Motto für unser heutiges Treffen geprägt hat, ging in dieser Richtung noch wesentlich weiter, als er im *Jüngling* behauptete: „Der Mensch kann nicht existieren, ohne das Haupt zu beugen ... Er wird sich vor einem Götzenbild aus Holz oder aus Gold oder aus Gedanken - und vor Göttern ohne Gott verbeugen.“

Freilich breitet sich in unseren Tagen immer stärker eine Art Nebel aus, der sowohl die echte Religion als auch den eindeutigen, strengen Atheismus verschwimmen lässt, umhüllt und umstürzt. Dabei handelt es sich eher um ein soziologisches als ein weltanschauliches Phänomen: es ist die Gleichgültigkeit, die Oberflächlichkeit, Banalität, sarkastischer Spott. In dieser Stimmung herrscht oft der Mythos über den Logos, das Pamphlet ersetzt den analytischen Aufsatz, die fundamentalistische Lesart ist stärker als das kritische Abwägen der Positionen. Der höhnende Zusammenstoß zählt mehr als die ruhige gedankliche

Auseinandersetzung, der Glaube macht einer spirituellen Bastelei Platz, der Synkretismus bedient sich anhand einer geistigen Speisekarte, um das passende Menü zusammenzustellen, aus dem jede und jeder sich das gerade Passende auswählen kann. Diesen echten Erkrankungen sowohl des Unglaubens als auch der Religion kann, so meine ich, der nun gleich beginnende Dialog eine Erwiderung anbieten.

In der Tat haben ja die beiden argumentativen Positionen, die nun dargelegt werden sollen, in sich eine immanente Verschiedenheit. Der säkulare Nichtgläubige hat seinen Bezugspunkt im Individuum, im Subjekt, das seine eigene persönliche und gesellschaftliche ethische Orientierung sucht. Der religiöse Mensch ist hingegen überzeugt, dass die Wahrheit, die Natur, die sittliche Ordnung uns vorausgehen und uns übersteigen. Um ein berühmtes Bild aus dem Phaidros von Plato zu verwenden: diese Wirklichkeiten sind wie eine Ebene, die sich vor dem Wagen der menschlichen Seele erstreckt, der in ihr voranstreben soll und dabei das objektive Fundament entdeckt. Eine erste Übereinstimmung zwischen diesen beiden offenkundig so unterschiedlichen Perspektiven – der eine vorwiegend subjektiven, der andere objektiven - könnte im Gedanken des hl. Augustinus liegen, der behauptete, in jedem von uns ruhe eine angeborene ursprüngliche Kenntnis von Gut und Böse, die die Befähigung zum moralischen Urteil hervorbringe.

Das erinnert entfernt an das, was Papst Franziskus in seinem Dialog mit Eugenio Scalfari, einem bekannten agnostischen italienischen Journalisten und Schriftsteller vorgeschlagen hat; dieser Verweis auf das Gewissen ist jedoch kein unverbindlicher Appell an einen situativ geprägten Subjektivismus, sondern die Rückkehr zu dieser radikalen anthropologischen Struktur, eben dem Gewissen. Dabei bleibt uns die in der Geschöpflichkeit gegebene Begrenztheit des menschlichen Subjekts, das dieses Gewissen in sich trägt, stets bewusst. In diesem Licht wird verständlich, was John Henry Newman, der berühmte englische Theologe des 19. Jahrhunderts, – dessen ehrenvollen Titel eines Kardinals von San Giorgio in Velabro ich führen darf – , mit einer Prise Humor in seinem bekannten Brief an den Herzog von Norfolk folgendermaßen ausdrückte: „Wenn ich auf die Religion in einem Trinkspruch nach einem Essen anstoßen müsste – was jedoch nicht besonders schicklich wäre – würde ich auch auf den Papst einen Trinkspruch ausbringen. Aber zuerst würde ich auf das Gewissen und dann auf den Papst anstoßen.“

Vor diesem Horizont, aber auch vor anderen Horizonten, die sich vor uns auftun werden, wenn wir dem Dialog zwischen den Professoren Joas, Schnädelbach und Marksches zuhören, können wir die Produktivität einer Auseinandersetzung erfahren, die idealerweise im Zeichen des Verbuns „suchen“ steht. Pascal hat ja in einem seiner dichtesten Gedanken aus den Pensées, der Nr. 257 (ed. Brunschvicg) eine Doppelung angewandt: *chercher et trouver*, suchen und finden. Denn die Wahrheit – das wusste schon die alte Weisheit des Orients – gleicht einem Diamanten: er ist nur einer, aber er hat viele Gesichter. Bereits Platon hat in der Apologie des Sokrates seinem Meister den folgenden knappen Denkspruch in den Mund gelegt: „Ein Leben ohne Suche verdient nicht gelebt zu werden.“